

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 3

Artikel: Die heimliche Gemeinde
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

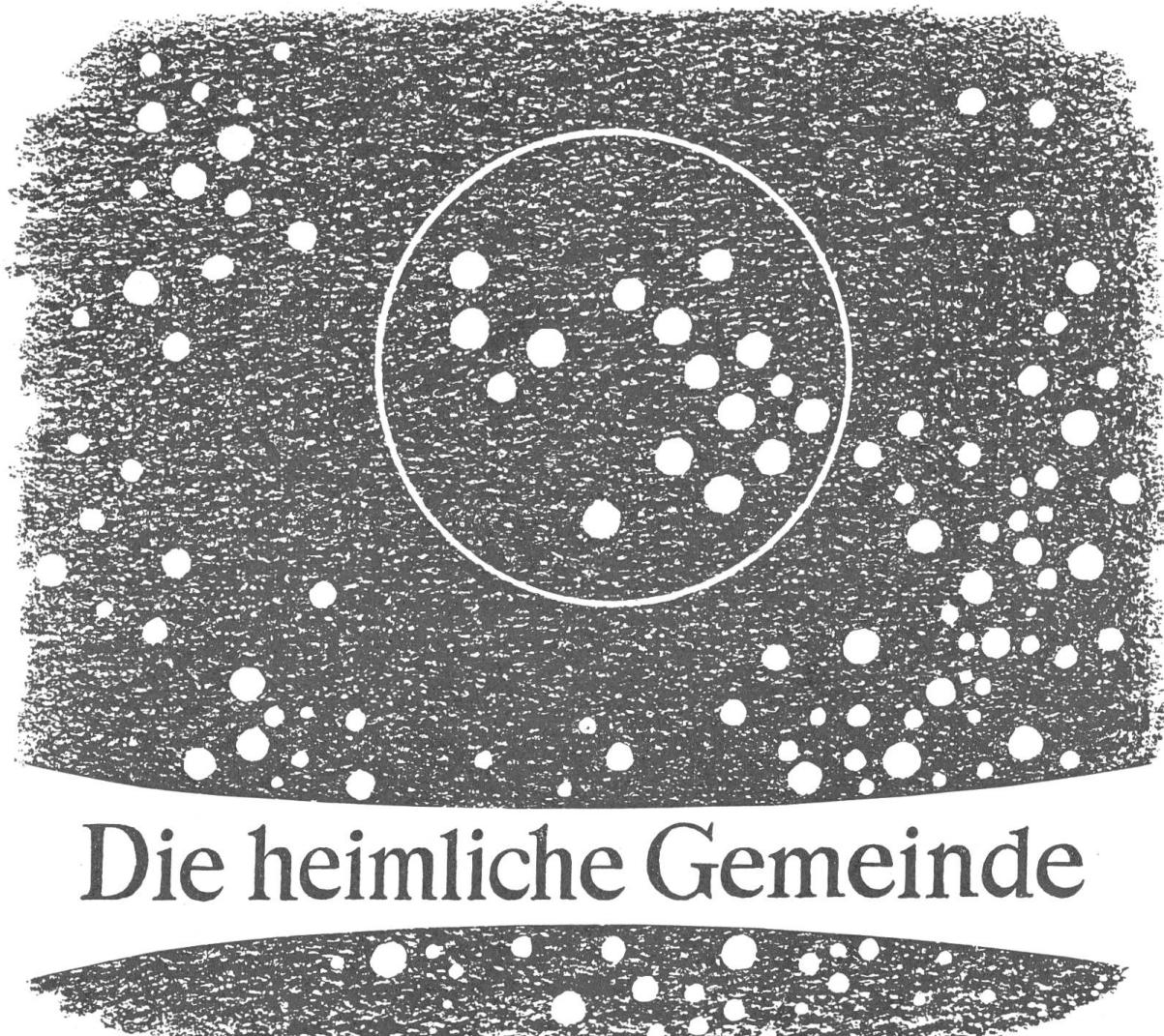
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die heimliche Gemeinde

von FORTUNAT HUBER

Zeichnung Hans Tomamichel

Bei einer Elternzusammenkunft, welche die Väter und Mütter über den äußeren Verlauf der Konfirmation ins Bild setzen und sie ermuntern sollte, auch das Ihre zu tun, um die zukünftigen Glieder der Kirche vorzubereiten, bedauerte der Pfarrer die laue Unterstützung, die der Kirche entgegengebracht werde. Er stellte fest, wie entmutigend schlecht die Kirchgemeinde-Versammlungen besucht seien und wie wenig man spüre, daß die Kirche

eine vom Glauben und Vertrauen einer Gemeinde getragene Einrichtung sei.

In der anschließenden Diskussion fühlte ich mich, ich weiß nicht so recht weshalb, bewogen, darauf hinzuweisen, daß der Einfluß der Kirche meiner Meinung nach größer sei, als er in Erscheinung trete, und uns die bescheidene Stellung der sichtbaren Kirche nicht verleiten dürfe, die Bedeutung der unsichtbaren Kirche zu vergessen.

Der Pfarrer machte mich freundlich darauf aufmerksam, daß wir es eben hier zunächst mit der sichtbaren Kirche zu tun hätten und dafür besorgt sein müßten, diese nicht zu einem Verwaltungsapparat entarten zu lassen, der durch Taufen, Konfirmieren, Verheiraten und Begraben das Leben der Gemeindeglieder christlich einrahmt.

Der Pfarrer war im Recht. Ohne Wenn und Aber. Und doch scheint mir, es wäre wesentlich, gerade angesichts der kirchlichen Ohnmacht, uns der unsichtbaren Kraftquelle, in welche die Kirche auch heute eingebettet ist, bewußt zu bleiben.

*

Es geht mir bei dem Begriff «unsichtbare Kirche» weder um Theologie noch um einen freundlichen Hokuspokus, mit der Bestimmung, die tatsächliche Schwäche der Kirche in einen Schleier zu hüllen, der ihre Blöße schamhaft bedecken soll.

Daß die Gegenwart ganz andere Mächte als Christentum und Kirche bestimmen, liegt offen am Tage; es lohnt sich nicht, darüber zu reden.

Die Kirche übte in unserem Kulturreis zuzeiten eine bestimmende Macht aus, der sich, äußerlich wenigstens, jeder, als Familienvater und Bürger, als Berufsmann, Künstler und Wissenschaftler, zu unterziehen hatte und unterzog, weil das Christentum damals die kaum angefochtene Grundlage einer einheitlichen Lebens- und Weltanschauung war. Wir wissen, daß selbst lange nach der Erschütterung der Machtfülle der Kirche das offizielle Christentum auf allen Gebieten viel stärker mitbestimmte als heute. Aber es kann ebensowenig Zweifel darüber bestehen, daß gerade unter jener Hülle des offiziell anerkannten Christentums auch die Eiterbeulen heranreiften, die in unserem Jahrhundert platzen und ihr Gift ausgießen.

Nun, es besteht keine Gefahr, zu erkennen, daß selbst in jenen Epochen, in denen das christliche Gefühl das Leben

entscheidend beeinflußte, sich hinter dem christlichen Firnis sehr viel Unchristliches versteckte. Auch damit sind wir wohl vertraut, daß sogar von dem wenigen Christlichen, das sich heute noch als solches zu erkennen gibt, sehr viel Firnis ist. Mir scheint, es wäre notwendiger und fruchtbarer, unsere Aufmerksamkeit zur Abwechslung darauf zu richten, daß heute hinter dem Firnis religiöser Teilnahmlosigkeit mehr christlich bewegte Herzen schlagen, als ihr Gehaben verrät.

Ich meine damit nicht die sogenannte «Religion aller Gebildeten aller Zeiten», die unter anderm auch das abgeschliffene Geröll christlich-sittlicher Gemeinplätze mitführt, sondern Menschen, welche von der Botschaft von Jesus Christus berührt sind.

Es scheint, das Christentum erweise sich als eine Erbschaft, die sich nicht so ohne weiteres vertun läßt und die man selbst dann nicht wie eine andere Erbschaft einfach ausschlagen kann, wenn die Verpflichtung, die ihre Übernahme einschließt, mit unserm Stolz oder unsern Leidenschaften im Widerspruch steht. Die Wurzeln, die das Christentum geschlagen hat, liegen tiefer und sind zäher, als man bei einem heute so unansehnlichen Schattenpflanzchen vermuten könnte.

Die Gegner des Christentums kennen dessen Stärke besser und schätzen sie höher ein als wir Kirchensteuerzahler. Wir sehen nur die Gebrechlichkeit unseres Glaubens und unsere Ohnmacht, nach ihm zu leben. Die Gegner des Christentums spüren den Widerstand, den selbst der gehemmteste und zaghafteste christliche Glaube ihnen entgegengesetzt. Sie betrachten ihn immer noch als das gefährlichste Hindernis ihrer Anschläge auf die Freiheit der menschlichen Seele. Sie erkennen, daß die Kirchen, selbst wo sie nur noch gespenstige Scheinen sind, schon durch ihr bloßes Dasein jederzeit wieder Sammelbecken des Aufruhrs zum Schutze der verletzten Menschenwürde werden können.

Es ist eine alte Regel der Lebensklugheit, sich die Spielgesetze nicht vom Geg-

ner aufdrängen zu lassen. Aber gerade das tun wir. Niemand stellt so hohe Anforderungen an das Christsein wie dessen Verächter. Nur Heilige und Märtyrer lassen sie zur Not vielleicht gerade noch knapp als wahre Christen gelten. Damit haben sie es sich leicht gemacht, über alle andern, die Christen sein möchten, den Stab zu brechen. Sie wissen, wie selten Helden und Märtyrer sind und jederzeit waren. Wir sollten es eigentlich auch wissen.

Die Verächter des Christentums haben es fertig gebracht, daß wir unsren Glauben an dem verzerrten Spiegelbild messen, das sie uns entgegenhalten. Sie haben damit ihre Absicht, uns einzuschüchtern und unsicher zu machen, erreicht. Freilich nur, weil ihnen unser Hochmut dabei zu Hilfe kam. Es braucht wahrhaftig nicht viel, festzustellen, wie wenig sieghaft unser Glaube ist und wie dürfte seine Früchte sind. Unser Leben als Christen ist eine fast ununterbrochene Reihe von Niederlagen. Aber woher nehmen wir das Recht, Glau-benshelden sein zu wollen? Der Glaube, auch der schwächste, ist eine Gnade. Wir dürfen um ihn bitten, aber wir dürfen ihn nicht fordern, weder von uns selbst noch von andern. Die Parole «Alles oder nichts» ist auch auf diesem Gebiet nur bei Halbwüchsigen verzeihlich, bei allen andern ist sie überheblich oder kindisch.

Der Glaube ist eben nicht ein Stempel, der, einmal eingekettet, uns bis ans Grab unveränderlich begleitet. Er ist — wie alles Lebendige — bei jedem einzelnen Menschen mit jedem Lebensjahr, mit jeder Lebenslage, mit jeder Stimmung Schwankungen und Wandlungen unterworfen. Aber wenn er nur die rechte Wurzel hat, dürfen wir hoffen, daß er allen Schwankungen und Wandlungen zum Trotz doch nie völlig erlöschen und uns für immer im Dunkeln lassen wird.

*

Der in der Gegenwart wieder einmal im größten Ausmaß und von den verschiedensten Seiten aus unternommene Teufels-

trick, der Menschheit die Möglichkeit der Selbsterlösung vorzugaukeln, hat viele Christen aufs neue in die Katakomben gedrängt: in die Katakomben ihrer Herzen. Sie bilden eine heimliche Gemeinde. Ihre Glieder sind nicht äußerlich gekennzeichnet. Sie legen Wert darauf, möglichst unsichtbar zu bleiben. Sie werden deshalb wenig beachtet. Aber ihr Glaube wirkt dennoch. Nicht durch auffällige Zeichen und Wunder, aber durch Zivilcourage und ihren guten Willen, in den einzelnen Menschen die Seele zu suchen und sie, wie sie auch sein mögen, als Gottes Geschöpfe zu würdigen.

Vielelleicht ist der schwache Bekennerville wirklich ein Kennzeichen vieler Christen von heute. Wir vermuten jedoch, nicht weil sie sich des Evangeliums schämen, von dem sie ja erfahren haben, daß es eine Kraft derer ist, die daran glauben, sondern weil sie zu tief empfinden, wie unwürdig sie der christlichen Verheißung sind. Sie möchten das Christentum nicht dadurch, daß sie sich nach außen zu ihm bekennen, mit der eigenen Schwachheit belasten. Sie suchen in der selbstgewählten Verbannung Schutz vor dem Lärm, der die Herzen taub macht, und der Vermassung, welche die Seele in Fesseln schlägt.

Aber ob sie und wir alle unserem Glauben und dem der andern nicht doch zu mißtrauisch gegenüberstehen? Es gibt keine Menschen und keine öffentliche Meinung, die befugt wären, über unsren Glauben und seine Früchte Gericht zu halten. Nicht nur die Vermassung, auch die Vereinzelung der Christen in ihrer freiwilligen Einsamkeit birgt Gefahren. Es ist unglaublich mühselig, den Glauben in einer ungläubigen Umgebung aufrechtzuerhalten. Wir machen es uns und andern unnötig schwer, wenn wir die Gegenwart für ungläubiger halten, als sie ist. Könnte es nicht sein, daß wir auch heute viel häufiger christlichem Glauben begegnen würden, wenn wir ihn dort und in der Form anerkennen wollten, wo und wie er zu finden ist? Aber wir sind wählerisch.

Welcher Ungeist verführt so viele von uns, jenen Christen, die aus Beruf den

Namen Gottes ständig im Munde führen müssen, grundsätzlich zu mißtrauen, statt ihnen diese, ihre gewiß schwerste Last, durch unser Vertrauen zu erleichtern?

Warum haben wir für den Erdenrest an Aberglauben, von dem wohl kein menschlicher Glaube ganz frei ist, ein so scharfes Auge, wenn er sich nicht zufällig gerade mit dem Aberglauben deckt, dem wir anfällig sind?

Warum bestehen wir darauf, das Christentum nur in jenen Formen anzuerkennen, die gerade uns diesem besonders angemessen erscheinen? Ein Apostelbart mit Gehrock kann ebensogut zu einem Widerchristen gehören wie ein elektrisch rasiertes Kinn mit Tennishosen zu einem Christen. Die Postkutsche ist nicht christlicher als das Düsenflugzeug und die Steinschleuder nicht christlicher als die Atombombe. Die Botschaft des Christentums ist von keinen zivilisatorischen Entwicklungen abhängig.

Wenn in den nächsten Wochen der Weihnachtsrummel auf Touren kommen wird, steht es uns frei, uns über all das Unchristliche aufzuhalten, das zweifellos in dieser wie in all den andern menschlichen Veranstaltungen zum Ausdruck kommt. Aber vielleicht wäre es doch fruchtbarer, uns für die Freude offenzuhalten über die ungeheure Sehnsucht nach der christlichen Botschaft, die dieses Fest jedes Jahr aufs neue offenbart.

Die Weihnacht ist auch für Ungezählte, die in keinem sichtbaren Zusammenhang mit den Kirchen stehen, mehr als eine Gelegenheit, mit etwas Christbaumflitter aus der vergilbten Schachtel, die das ganze übrige Jahr auf dem Estrich verstaubt, einen trüben Winterabend zu vergolden.

Jede Weihnachtsfeier, auch die des Rollschuhclubs mit Tombola und Bescherung, kann Lichter aufstecken, die länger brennen als Christbaumkerzen.

Schweizerische Anekdote

Der Kinderballon als Leimrute



In einem Jagdrevier an der schweizerisch-deutschen Grenze trieb längere Zeit ein Schlingensteller sein Unwesen, ohne daß die Jagdaufsichtsorgane dem Frevler beizukommen vermochten. Als aber wieder einmal eine neue fängisch gestellte Schlinge aufgefunden wurde, verschaffte sich der Jagdaufseher einen sogenannten Reklameballon, den er, vom Gas entleert, in der Nähe

der Schlinge niederlegte, wodurch der Anschein erweckt wurde, daß der Ballon hier gelandet sei. In einem kleinen Kuvert lag ein Zettel des Inhalts, daß der Finder des Ballons ihn gegen eine Entschädigung von Fr. 10 in einem bekannten Sportgeschäft der nächsten Stadt abgeben könne. Nach einigen Tagen meldete sich in der Tat bei dem inzwischen verständigten Sportgeschäft schriftlich der glückliche Finder und ersuchte um Zustellung des ausgelobten Betrages. — Die Folgen traten unverzüglich ein: Haussuchung, Auffinden von Draht für die Schlingenfabrikation, Rehfleisch und Knochen.

Mitgeteilt von a. Polizeikommandant Dr. J. Müller.